

Das Buch

»Dreißig Prozent. Sagt mein Frauenarzt. Das ist ganz normal! Ein Kuckuckskind, das hat doch heute fast jede Dritte!«, behauptet Lissi, Anabels beste Freundin, nachdem klar ist, dass Anabel von ihrem Ehemann Dirk kein Kind bekommen wird. Dabei übertreibt die beste Freundin wohl ein bisschen – auch wenn man nicht genau weiß, wo zwischen »10 % plus Dunkelziffer« (die deutschen Frauenärzte) und »30 %« (Lissi) die Wahrheit wirklich liegt. Fest steht: Anabel will unbedingt ein Kind und ihren Mann behalten (sowie ihr angenehmes Leben), und da »Frauen heute alles haben können« (Lissi) bleibt eigentlich nur eine logische Antwort: Ein One-Night-Spender muss her. Glücklicherweise weiß Dirk, das »Alphatier im Anzug«, nichts von seiner Unfruchtbarkeit, und unglücklicherweise hört Anabel auf Lissi. Das führt zu einigen komischen Situationen und am Ende zu einem echten Drama, als Anabel tatsächlich schwanger wird.

Die Autoren

Katia Böttcher (geb. 1970), Ex-Premiere-Redakteurin, verheiratet mit Sven (s. u.), eine zweijährige Tochter. Der vorliegende Roman ist fürs ZDF verfilmt, weitere TV-Projekte sind in Vorbereitung.

Sven Böttcher (geb. 1964), Verfasser von mehr als 20 Romanen und Sachbüchern, Schöpfer von so unterschiedlichen Meisterleistungen wie »ran fun« (SAT 1), »Beckmann« (ARD), »Götterdämmerung« (Haffmans) oder »Der tiefere Sinn des Labenz« (HEYNE).

KATIA & SVEN BÖTTCHER

**Ein
Kuckuckskind
der Liebe**

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Originalausgabe
Copyright © 2005 Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagillustration: Photonica/Gina Boffen
Umschlaggestaltung: Teresa Mutzenbach, München
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

eISBN: 978-3-641-16785-1
<http://www.heyne.de>

*How can I think I'm standing strong
Yet feel the earth beneath my feet?
How can happiness feel so wrong?
How can misery feel so sweet?*

Katie Melua / The Closest Thing to Crazy

Den drei wunderbaren Mädchen gewidmet,
die uns jederzeit in Bewegung halten:
Katharina, Emma und Lisa

I

ONE-NIGHT-SPENDER

Natürlich nicht! Was für eine verwegene, alberne Idee! Auf einen schnellen Parkplatz zu hoffen, um sieben, abends, in der Mommsenstraße – das war einfach absurd. Natürlich gab es keinen Parkplatz. Und es würde auch keinen geben, nicht vor dem Morgengrauen. Die Anwälte, Ärzte und Manager, die hier wohnten, waren längst zu Hause und lagen entspannt unter ihren Solarien oder vor ihren Dolby-Surround-Anlagen; und falls einer der Supererfolgreichen tatsächlich noch einmal das Haus verließ, um irgendwo essen zu gehen, dann rief er sich garantiert ein Taxi.

Anabel entschloss sich daher nach einer schnellen Runde um den Block, keine weitere Minute mehr mit Suchen zu vergeuden, und parkte ihren Z5 quer hinter dem Benz von Professor Hübner, der die zweihundertfünfzig Quadratmeter direkt unter ihren bewohnte. Sicherheitshalber steckte sie dem halbgreisenden Chirurgen einen Zettel hinter die Windschutzscheibe, mit ihrer Handynummer, einem freundlichen Gruß und einem verspielten Herzchen

darunter. Hübner war so hingerissen von ihrem Charme und ihrer Schönheit, dass er sie nie im Leben aus dem Bett klingeln würde. Eher würde er den Bus nehmen, selbst wenn Wowereit persönlich ihn um vier Uhr morgens zu einer Not-OP rief.

Anabel öffnete die Ladeklappe des BMW und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Die Tüten und Taschen im Heck schienen sich auf der Fahrt aus der Stadt rapide vermehrt zu haben.

Ich muss völlig bescheuert sein, dachte sie, als sie sich knisternd, raschelnd und polternd das Treppenhaus hochschleppte. Sage und schreibe elf Tüten baumelten an ihren Händen und Handgelenken, und in sieben davon waren Kinderklamotten. Was an sich in Ordnung war, sofern man erstens zu viel Geld und zweitens Kinder hatte. Aber Anabel hatte nur Geld, keine Kinder. Und sie würde, wie sie seit einigen bekümmerten Stunden wusste, nach menschlichem Ermessen auch keine bekommen.

Zum Glück hatte das keine der fröhlichen Boutiquentanten geahnt, die sie heute reich gemacht hatte.

Sie erreichte die Wohnungstür, stellte die Tüten ab, nahm vorsichtig die Briefe aus dem Mund, die sie nur auf diese Weise vom Briefkasten hatte die Treppe hochtransportieren können, und kramte ihren Schlüssel aus der Handtasche. Nachdem sie die Tür aufgeschlossen hatte, biss sie wieder auf die Briefe und nahm die Taschen in der gleichen Reihenfolge wieder auf, in der sie sie abgestellt hatte. Sie stöckelte über den langen Parkettflur zur Küche, bog nach links ab und stand, sehr zu ihrer Überraschung, vor ihrem Mann, Dirk.

Er war offensichtlich unmittelbar vor ihr nach Hause

gekommen. Sein Jackett hing über einem der antiken Küchenstühle, zwei Champagner- und vier Rotweinflaschen standen auf dem Kochblock in der Mitte der geräumigen Küche, und auf der Ablage vor Dirk, auf einem Holzbrett, lag ein frisch ausgepacktes Rinderfilet, das ungefähr so groß war wie ein Krokodil.

»Hallo!«, sagte er.

»Hnhho!«, sagte sie.

Anabel stellte die Tüten ab, nahm die Briefe aus dem Mund, legte sie auf den Tisch und begrüßte ihn mit einem flüchtigen Kuss. Mit einem raschen Blick stellte sie fest, dass er bereits das Transchiermesser aus dem Messerblock gezogen und es neben dem Brett platziert hatte. Das war, für seine Verhältnisse, schon fast zu viel Hilfe beim Kochen.

Dirk wandte sich ihr zu. »Ich hab Wein mitgebracht«, sagte er und deutete auf die Flaschen auf dem Kochblock, »ich hab heute Morgen gesehen, wir haben nur noch ein paar Flaschen Bordeaux und Vernacchia ...«

»Ich weiß, ich hab bei Clemens nachbestellt. Kommt alles morgen.«

»Gut«, sagte er, nickte und sah leicht erstaunt an ihr vorbei, nach schräg unten.

»Hey. Strapazierfähige Kreditkarte?«

»Was?«

Dirk nickte in Richtung der Tüten, die die Sicht auf größere Teile des Terrakottabodens neben der Tür versperrten. Anabel ging lässig an ihm vorbei und stellte die drei kleineren Tüten mit Lebensmitteln auf die Arbeitsfläche links von ihm.

»Du, Karotten waren im Angebot.«

»Aha«, sagte er, die anderen Tüten immer noch skept-

tisch im Blick. »Hast du an das Geschenk für Tom-Henry gedacht?«

Ihr Lächeln wich einer steinernen Miene, und jetzt erwiderte sie seinen erstaunten Blick. »Was? Ja, was denkst du denn, was da drin ist? Das ist doch nicht für *mich*.«

Mit einer raschen Bewegung wuchtete sie zwei der Papiersäcke auf den Tresen. Dabei erwischte sie den Griff des Transchiermessers, das mit elegantem Schwung in Dirks Richtung kreiselte und nach kurzem Absturz direkt vor seinem rechten Budapester zitternd im Dielenboden stecken blieb.

»Hey!« Dirk machte einen Satz zur Seite. »Vorsicht! Willst du mich umbringen?«

»Ach, später vielleicht«, flötete sie, »aber vorher zeige ich dir die Sachen für Tom-Henry.« Anabel befand sich bereits kopfüber mitten in der ersten Tüte und teilte ihr Entzücken bereitwillig. »Es ist echt un-glaub-lich, was es für superschöne Sachen gibt. So was hätte ich früher auch gern gehabt, nicht immer diesen orangebraunen Nicki-Schwachsinn. Guck, hier ...«

Dirk nahm die hellblau-weiß-gestreifte winzige Latzhose entgegen, die sie ihm reichte, musterte zuerst, skeptisch, das Kleidungsstück selbst, und dann, völlig entgeistert, das Preisschild. Anabel bemerkte seinen Blick nicht. Sie hielt ihrem irritierten Mann ein Teil nach dem anderen hin. Hosen, Strampler, Bodys, Mützchen, Schalchen, Schühchen ...

»Ich konnte mich einfach nicht entscheiden, guck mal, das hier ... und das hier ...«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Was? ... Und das hier!«

»Das ist alles für Tom-Henry?«

»Für wen denn sonst?«

»Kleiden wir den komplett bis zu seinem achten Geburtstag ein?«

Anabel hielt inne. Sie nahm Dirk die Sachen nacheinander wieder ab und verstaute sie in den Tüten. »Martin ist *dein* bester Freund, nicht meiner. Ich dachte, wir machen ihm und Clarissa eine Freude. Auch wieder falsch, okay.«

»Nein, Quatsch. Ich meinte doch nur, ...«

Sie unterbrach ihn. »Ich würd das Zeug auch lieber für meinen eigenen Sohn kaufen oder meine Tochter, aber soweit ich mich erinnere, haben wir so was nicht. Oder hab ich was verpasst?«

Energisch stellte Anabel die Modemitbringsel weg und beförderte ihre nützlicheren Einkäufe aus den Tüten auf den Tresen. Bio-Feinkostladen-Mini-Karöttchen, Mini-Zucchini, Mini-Maiskölbchen und Cocktail-Strauchtomaaten flogen tief und dicht in Dirks ungefähre Richtung.

Bei aller Liebe, das ging zu weit. Das hatte ihr jetzt gerade noch gefehlt. Der ganze Tag war nervtötend und peinlich und schmerzhaft genug gewesen. Demütigungen im Dutzend billiger. Was sie jetzt garantiert nicht als krönenden Abschluss brauchte, waren dämliche Feierabendbemerkungen ihres zeugungsunfähigen Ehemanns – was seit circa zwölf Stunden sozusagen amtlich war, auch wenn er es noch nicht wusste. Und nie erfahren würde.

Am Vormittag hatte sie das Ergebnis abgeholt, aus dem *Fertility-Center* am Gendarmenmarkt. Heimlich, verkleidet wie eine Klischee-Agentin in einem beschissenen Agentenfilm, mit Kopftuch und Sonnenbrille, falls jemand sie sah, der sie kannte. Dirk wusste nichts davon, dass sie sein Sperma hatte untersuchen lassen, und sie beabsichtigte auch weiterhin nicht, ihm davon zu erzählen – weder von der Untersuchung noch davon, wie sie über-

haupt an die Probe gekommen war. Eher hätte sie sich die Zunge abschneiden lassen.

Das Ergebnis war ein totales, all ihre letzten Hoffnungen vernichtendes Desaster gewesen, und sie war direkt vom Institut, wie in Trance, in den nächsten größeren Baby-Designerklamotten-Tempel getaumelt, um sich den ganzen Frust von der Seele zu kaufen. Kaum hatte sie das Kinderparadies betreten, war ihr allerdings der Angstschweiß ausgebrochen. Bei jedem der hinreißenden Teile, die sie sich nacheinander über den Unterarm legte, wuchs ihre Sorge. Nicht vor Ladendetektiven, denn sie beabsichtigte ja nicht, das Zeug zu klauen. Aber was, wenn die nun *Mutterkontrolleure* hatten?

Machen Sie mal die Tasche auf! Aha, was haben wir denn da für eine Bescheinigung! Ihr Mann ist unfruchtbar?! Dann können Sie ja gar keine Mutter sein, Sie Hochstaplerin! Raus mit Ihnen!

Und das unter den strafenden Blicken all dieser glücklichen Muttertiere, die zeugungsfähige Männer hatten und echte Kinder, die ein naturgegebenes Recht hatten, sich in Läden wie diesem aufzuhalten! Sie nicht! Sie trug das Kainsmal. Jeder und jede mussten es sehen. Sie war ausgestoßen aus dem Bund der potenziellen Mütter, für immer. *Raus mit Ihnen!* Eine grauenhafte Vorstellung. Aber mehr auch nicht, sagte sie sich. So was gab es ja gar nicht, Mutterkontrolleure. Zum Glück.

»Wunderschöne Sachen, nicht«, sagte eine gütige Stimme zu ihr.

Sie schaute um den flauschigen Body herum, den sie gerade hochhielt, und sah ins Gesicht einer Frau, die problemlos als traurige Zwillingsschwester von Ruth-Maria Kubitschek hätte durchgehen können.

»Äh ... ja. Ja.«, sagte Anabel unsicher.

Ein mildes Lächeln kräuselte das Gesicht der Verkäuferin. Sie versuchte freundlich und zuvorkommend zu wirken, aber ihre Augen verrieten sie. Dicht unter der herzlichen Schale wohnte ein verbittertes Herz.

»Das ist die schönste Kollektion seit Jahren, wirklich. Haben Sie das hier gesehen?«

Sie hielt Anabel einen gelben Strampler hin. Anabel nahm ihn, betrachtete ihn und fand ihn etwas zu schwul, sogar für ein Baby.

»Der ist auch schön ...«

»Haben wir natürlich auch in pastell-grün-gelb-gestreift ... das würde auch ganz fabelhaft zu dem goldigen Jäckchen passen, das sie da ausgesucht haben. Wie alt ist denn ihr Kleiner?«

»Äh. Mein ...? Vier. Vier Monate.«

»Ach, wie schön.«

»Ja.«

»Es gibt doch nichts schöneres als Kinder«, sagte die Kubitschek verzückt, meinte es aber nicht so. Anabel hätte sie gern gefragt, woran sie bei dieser Lüge dachte. An ihre dreißigjährige Tochter, die sie nie anrief? Oder an ihren zum zweiten Mal geschiedenen Alkoholikersohn, der eindeutig nach dem Vater schlug, von dem sie selbst sich zehn Jahre zuvor hatte scheiden lassen? »Auch wenn die Nächte anfangs kurz sind«, winkte die Schmerzreiche ab, »Sie werden sehen, das geht ganz schnell vorbei. Ihr erstes Kind?«

Anabel hatte den Zeitpunkt verpasst, an dem das Missverständnis noch problemlos aufzuklären gewesen wäre, und wollte nur noch weg.

»Äh, ja ... hören Sie, ich ...«

Aber Kubitschek kannte kein Pardon. Und keine Berührungssängste, denn im nächsten Augenblick spürte Anabel eine goldbehangene Hand auf ihrem Unterarm und hörte ein vertrauliches Flüstern viel zu dicht neben ihrem Ohr. »Aber eins muss ich Ihnen sagen dürfen, bitte, ehrlich! Sie haben eine ganz, ganz prima Figur. Nach den paar Monaten – das ist wirklich ganz, ganz toll!« Mit einem stolzen Tätscheln entließ sie Anabels Arm.

»Ja. Danke.«

»Das schaffen ja die wenigsten. Ist ja auch nicht leicht. Aber wem sag ich das. Haben Sie die Frau Feldbusch heute mal gesehen? Ein Jammer.«

»Das, ja ... hat sicherlich auch was mit den Genen zu tun«, nahm Anabel das Blubb-Mädchen in Schutz, ohne so recht zu wissen, wieso eigentlich. Dass sie sich von der Kubitschek mitten aufs Glatteis hatte locken lassen, ging ihr eine Sekunde zu spät auf.

»Na, wenn man stillt, dann darf man ja auch keine Diät machen.«

Ups, dachte Anabel und hörte das Eis knacken, während ein stechender Verhörblick sie förmlich festnagelte. Jetzt hab ich dich! Du bist nur deswegen so dünn, weil du nicht stillst, du krankes, verantwortungsloses Kate-Moss-Monster!

Anabel verlor endgültig die Lust an dem Gespräch. Sie war schuldig, ja, aber nicht des Nichtstillens, sondern bloß der Kinderlosigkeit, und ihr Bedarf an schlechter Laune war auch ohne Kubitscheks gesammelten Frust aus zirka fünfundsechzig Lebensjahren gedeckt. Eilig sammelte sie ihre Beute vom Drehständer neben sich zusammen und brachte ein Lächeln zustande, das nicht so gemeint war.

»Ich nehm dann ... das hier. Danke.«

»Ach, wie schön. Soll ich es Ihnen zur Kasse ...«

Aber Anabel war bereits auf dem Weg. »Nein, schon in Ordnung. Ich finde selber hin, danke ...«

Unter normalen Umständen hätte sie auf die abschließende Bemerkung der Verkäuferin reagiert, für »Schühchen« sei es »aber doch noch viel zu früh«. Unter den gegebenen Umständen erschien es ihr hingegen ratsamer, die Baby-Schühchen sowie ihre Beine in die Hand zu nehmen.

Sie kam zu spät zu ihrem Mittagskaffeetermin mit Lissi, aber das auch nur, weil sie vor lauter Wut über die Stasi-Kubitschek auf dem Weg zum Café noch einen weiteren *Petit-Cirillus-Mini-Baby-Gap-Laden* hatte halb leer kaufen müssen, um sich abzureagieren. Als sie ihre inzwischen sechs Tüten neben Lissis Stuhl abstellte und sich erschöpft in den Korbstuhl sinken ließ, sah ihre beste Freundin sie erstaunt an. Was, wie üblich, eindrucksvoll wirkte, weil Lissi, wie üblich, aufwändigst geschminkt war, mit der üblichen Portion Lidschatten, die ihre ohnehin schon scheinwerfergroßen blauen Augen wie Ufos auf der Durchreise wirken ließ. Dazu trug sie eines ihrer alltäglichen Lissi-Outfits, wirkte also, wie üblich, so unauffällig wie Ronald McDonald bei einer Beerdigung.

An diesem Tag hatte sie sich für den dezenten Leopard-Look entschieden: Pillbox-Hütchen auf der wilden blonden Mähne, enge, wild gemusterte Lederhose, Wildlederstiefel. Komplettiert wurde das Ensemble von Kreolen, durch die man problemlos einen Löwen hätte schmeißen können, und eine größere Sammlung klingelnder Armreifen – sowie haufenweise Blicke von allen männlichen Besuchern des Kaffees. Die Lissi, wie üblich, souverän ignorierte.

»Alles für den Braten?«, fragte sie bloß, als sie die Tüten sah.

Anabel nickte.

Lissi nickte zurück. Allerdings skeptisch. »Also weißte ... wenn das alles für dein eigenes wär, das würd ich ja irgendwie noch einsehen. Aber für Kinder anderer Leute so zirka das Bruttosozialprodukt von Dänemark zu verschleudern, das find ich ... bizarr.«

»Es sind nun mal Dirks beste Freunde, Lissi.«

»Cool, ich bin deine beste Freundin – krieg ich was von Gucci?«

Anabel winkte die Kellnerin herbei und bestellte einen Latte Macchiato. Sie bemerkte, dass am Nebentisch eine Frau in ihrem Alter saß, mit zwei entzückenden Kindern, einem größeren Jungen und einem etwa vierjährigen Mädchen. Das war an sich nichts Besonderes, aber es reichte Anabel langsam; an diesem Morgen schien irgendein unfreundlicher Hilfsteufel ihren gesamten Weg durch die Stadt quasi voll gepfropft zu haben mit glücklichen Müttern und unglaublich reizenden kleinen Engeln.

»Könnte das«, sagte Lissi mit einem Blick auf die Tüten, »so was wie eine Kompensationshandlung sein?«

Anabel machte sich nicht die Mühe, sie zu korrigieren.

»Könnte«, sagte sie.

»Scheiße«, sagte Lissi. »Echt?«

Anabel nickte.

Lissi sah sie fragend an. »Du hast das Ergebnis?«

Anabel seufzte. Und nickte wieder.

»Es liegt an dir?«, fragte Lissi leise.

»Nein.« Anabel schüttelte resigniert den Kopf. »Definitiv nicht.«

Lissi biss sich auf die Unterlippe. Die Stimmung kippte schlagartig ins Trostlose.

Anabel zuckte die Achseln und sprach aus, was sie schon die ganze Zeit dachte. »Weißt du ... ich hätte wirklich alles dafür getan. Ich hab mir so gewünscht, dass bei dem Test klipp und klar rauskommt, dass es an mir liegt. Dass der Arzt zu mir sagt, Anabel, du bist die Niete. Ich hätte jede, jede Scheiß-Hormonbehandlung mitgemacht.« Wieder zuckte sie die Achseln. »Was soll das, Himmel?«

Lissi unterstrich die fatale Lage mit einem bekümmerten Laut. »Kannst du jedenfalls nichts machen. Außer, es ihm sagen ...«

»Lissi ...«

Ihre Freundin winkte sofort ab. Das hatten sie schon öfter besprochen. »Ja, ja«, sagte sie, »ich weiß. Der Tod jedes Alphatiers.« Sie holte tief Luft und stieß sie resigniert wieder aus. »Ich kannte mal einen, Carsten, weißte noch, der mit dem Knie hinten am Kopf ...?«

Anabel hatte den Blick gesenkt und schüttelte abwesend den Kopf. Das war nicht das, was sie im Moment interessierte.

»Gott«, seufzte Lissi. »Was für ein Drama! Nachdem der erfahren hat, dass er keine Kinder machen kann, da hat der nicht mal mehr die Zahnbürste hochgekriegt. Bis dahin: Manager, ausgeprägte Ellenbogen, *mein Haus, meine Taffe, mein Pferd* ...«

»Und jetzt?«, fragte Anabel sich – und versehentlich auch Lissi.

»Jetzt? Der lebt heute wieder bei seiner Mutter und spielt im Keller Carrera – tragisch ...«

»Nein«, sagte Anabel. »Was jetzt? Was mach ich jetzt?«

»Oh.« Lissi schürzte die Lippen, machte »Mh« und

rührte nachdenklich in ihrem Macchiato. Sie trank einen Schluck, um noch mehr Zeit zu gewinnen.

»Na ja«, sagte sie dann, bedächtig. »Einerseits ... bescheuert.«

»Wie tief schürfend«, murmelte Anabel in ihren Krügen.

»Andererseits«, sagte Lissi, und klang plötzlich unangemessen heiter. »Solange er nicht weiß, dass es an ihm liegt ...« Sie lutschte ihren langen Kaffeelöffel genüsslich sauber und benutzte ihn dann als lustigen Zeigefingerersatz, »wenn du irgendwann schwanger wirst, dann glaubt Dirk ja wenigstens, es wäre seins.«

Anabel brauchte ein paar Augenblicke, um die Bedeutung des Satzes zu erfassen. Ihre Gedanken hatten um Begriffe wie *Gentechnik* oder schlimmstenfalls *Adoption* gekreist, und es dauerte eine Weile, bis sie zu ahnen begann, was Lissi meinte. Das allerdings konnte ihre Freundin nicht meinen.

»Was?«, fragte Anabel.

Ehe Lissi jedoch erklären konnte, dass sie genau das meinte, was sie gesagt hatte, spürte Anabel eine Berührung an ihrem rechten Arm und sah hin.

Direkt neben ihrem Stuhl stand das kleine Mädchen vom Nachbartisch und sah sie aus großen dunkelbraunen Augen so mitfühlend an, dass Anabel am liebsten spontan losgeheult hätte. Anabel warf der Mutter der Kleinen einen raschen Blick zu und registrierte das lächelnde Achselzucken, das besagte, *Ich konnte sie nicht daran hindern*. Und als Anabel wieder ihre kleine Besucherin ansah, hielt diese schüchtern einen Weingummi hoch.

»Ich bin manchmal auch traurig«, sagte sie. »Willst du ein Gummi, Tante?«

Anabel musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu schluchzen. Sie lächelte und wollte sich bedanken, aber Lissi kam ihr überraschend dazwischen. Sie beugte sich um den Tisch herum zu dem kleinen Mädchen und sagte freundlich, aber bestimmt:

»Nein, danke, Kleines, das will die Tante nicht.« Lissi deutete lächelnd auf das kleine Stück Buntgummi. »Da ist nämlich Gelatine drin, und die ist aus Rindern, da kann man wahnsinnig von werden.«

Das kleine Mädchen sah die freundlich lächelnde Lissi an wie ein Monster aus einem ganz schlechten Albtraum. Die Welt schaltete um auf Zeitlupe. Anabel schloss langsam, für einen Sekundenbruchteil die Augen. Mit etwas Pech wäre der kleine Engel von diesem Moment an für den Rest seines Lebens kuriert von allen menschlichen Anwendungen. Nie wieder würde sie versuchen, jemand zu trösten. Anabel hörte die Stimme der Kleinen entsetzt »Mama! Mama!« rufen, hörte das rasche Trippeln flüchtender Kinderfüße, öffnete die Augen und versuchte ein entschuldigendes Lächeln in Richtung der Mutter der Kleinen, die sich ängstlich an Mamas Beine klammerte und dicke Tränen vergoss. Anabels Entschuldigung wurde wortlos zurückgewiesen.

Anabel warf Lissi einen Blick zu, mit dem man Bilderhaken hätte einschlagen können.

Aber Lissi zog bloß entgeistert die Augenbrauen hoch. »Was denn!«, sagte sie vorwurfsvoll. »Für die Wahrheit ist es nie zu früh!«

Anabel schob sich die Sonnenbrille von der Stirn über die Augen und hoffte, dass die großen Gläser auch möglichst viel von ihrem hochroten Kopf verbargen. Sie spürte die Blicke der empörten Mutter auf ihrem Rücken bren-

nen, als sie ihre diversen Tüten aufnahm. Wie konnte sie nur! Sich so benehmen! Sie, die doch offensichtlich selbst Kinder hatte!

Lissi verstand nur Bahnhof. »Was machst du? Wo willst du denn hin?«

»Weg«, sagte Anabel. *Bevor ich vor Scham im Boden versinke.* »Sei mir nicht böse.«

»Aber ... wir müssen reden, Süßilein. Glaub mir, das ist alles gar nicht so finster, wie du es jetzt siehst ...«

»Ja«, nickte Anabel, schon halb auf dem Weg. »Ja, kann sein. Aber nicht jetzt. Morgen. Ich ... ich muss noch einen Haufen Sachen besorgen, wir kriegen nachher Besuch.« Sie küsste Lissi auf die Wange. »Entschuldige, ist nicht mein Tag.«

»Oh, falls du den Besitzer findest ...« rief Lissi ihr nach. »Ich könnte heute auch noch ein paar nette Stunden brauchen!«

Und jetzt, fünf Stunden danach, sah es so aus, als sollte sich der ohnehin schon lausige Tag zu einem echten Fiasco entwickeln. Sie hatte wirklich alles getan, um das Beste aus dem Schlimmsten zu machen. Einen Haufen Geschenke besorgt. Für den Besuch, Dirks Freunde. Die leckersten Sachen zum Essen besorgt. Für den Besuch, Dirks Freunde. Sich damit abgefunden, dass sie niemals haben würde, was sie sich am meisten wünschte: ein Kind mit Dirk. Und nun standen sie sich in der Küche gegenüber, eine Dreiviertelstunde vor ihrer Verabredung und unmittelbar vor einem Ehekrach, der sich gewaschen hatte.

Ich würde die Sachen auch lieber für mein eigenes Kind kaufen, aber ich glaube, ich habe keins. Oder hab ich was verpasst? Wenn das kein exzellenter Gong für einen schö-

nen Mittelgewichtskampf Scholz gegen Scholz war, was dann?

Sie ärgerte sich über sich selbst. Dirk stand vor ihr, in der Küche, und verdrehte die Augen. Er hob die Arme halb hoch, zu einer hilflosen, genervten Geste und ließ sie wieder fallen, zurück an seine Seiten.

»Okay«, seufzte er, »fangen wir wieder damit an.«

Anabel schüttelte entschieden den Kopf. Sie schluckte ihren Ärger herunter. »Nein«, sagte sie. »Nein, das tun wir nicht.« Sie wandte sich ihm zu, lächelte ihn entschuldigend an. »Und zwar ganz bestimmt nicht ... Entschuldige bitte.«

Es war ungerecht, und das wusste sie selbst am besten. Wie konnte sie ihn für etwas bestrafen, was er nicht wusste? Da sie sich entschlossen hatte, ihn zu seinem eigenen Schutz nicht mit der vernichtenden Wahrheit zu konfrontieren, musste sie tapfer sein. Und tapfer bleiben. Lächelnd ging sie zu ihm und drückte ihm einen zärtlichen Kuss mitten in sein Stirnrunzeln.

»Es tut mir Leid, okay? Ich will mich nicht streiten. Ich muss nämlich kochen, denn auch das leckerste Baby-Hemdchen ersetzt nun mal kein Abendessen.«

Dirk lächelte jetzt ebenfalls, kolossal erleichtert über die spontane Wendung zum Guten. »Nein«, sagte er. »oder zumindest müsstest du das Hemdchen schon sehr, sehr lange kochen ...« Er öffnete die Kühlschranktür und nahm eine geöffnete Flasche Vernaccia heraus. »Wein?«

»Gern«, sagte sie, zog sich die Jacke aus und hängte sie über die Lehne eines der Küchenstühle. Dann riss sie die Tüte mit den Babykarotten auf, nahm ein Messer aus der Schublade und machte sich an die Arbeit. Es blieb nicht viel Zeit.

»Meinst du, die sind sauer, wenn wir die Sachen nicht alle einpacken?«

Dirk ließ den Korken mit einem satten Schmatzen aus der Flasche ploppen. »Schatz«, sagte er mit einer Riesenportion Ironie, »Sie werden dich dafür hassen.«

Natürlich taten sie das nicht. Weder Clarissa noch Martin. Martin war, wie immer, erstens charmant, zweitens komisch und drittens völlig hingerissen von Anabels Kochkünsten, Clarissa war, wie immer, anfangs nicht sehr charmant und gar nicht komisch, sondern bis zum zweiten Glas Rotwein vollkommen unentspannt – aber dafür demonstrativ begeistert von den viel zu vielen Geschenken für den Nachwuchs. »Ach, ist das alles entzückend!«, trillerte sie, »Oh nein, wie süüüß!«, und »Wo gibt es denn so goldige Sachen?« Nachdem sie ausgiebigst die Kleiderberge für Tom-Henry gewürdigt hatte und damit allen Anwesenden, vor allem den beiden männlichen, zunehmend auf die Nerven gegangen war, begann sie nach dem zweiten Glas Wein auch Anabels Kochkünste schier in den Himmel zu loben. »Bella, du solltest ein Restaurant eröffnen!« »Diese Karotten, auf dem Punkt, die kann man ja *lutschen!*«, »Zum Niederknien, also wirklich.« Niemand, nicht einmal Dirk, blieb von ihren dauernden Unterbrechungen verschont.

Mindestens dreimal während des Essens flötete sie dem Herrn des Hauses in die Parade, sobald der versuchte, das insgesamt eher ziellose Gespräch von persönlichen Dingen auf das einzige Thema zu lenken, das ihn und seine Freunde zu interessieren hatte: seine Karriere. Martin erbarmte sich schließlich seines Freundes und verlangte ihm eine Anekdote ab, die sie alle bereits kannten – und

Dirk berichtete mit stolzgeschwellter Brust noch einmal von seinem »Riesencoup« des letzten Jahres, als er von der Telekom eine Beteiligung an einem Start-up für siebenhundertfünfzigtausend zurückgekauft hatte, für die er »vor dem Platzen der Blase« genau das Doppelte kassiert hatte – von der gleichen Firma.

»Tragisch – nicht für mich –, aber was sollten die anderen machen? Deren Venture-Capital-Abteilung war schon lange dicht, die mussten abstoßen, und die Preise waren nun mal unten. Die waren natürlich nicht begeistert, siebenhundertfünfzig Riesen sind sogar für *The Big T* ärgerlich, auch wenn die Milliarden im Keller ...«

»Gaaaaanz köstlich, wirklich, Anabel!« Clarissa flötete mit zirka hundert Dezibel dazwischen und deutete mit Messer und Gabel gleichzeitig auf die Reste des perfekten Filetsteaks auf ihrem Teller.

Martin nickte dazu. »Mmh. Mit was hast du das gemacht, ist das Oregano?«

»Majoran, Rosmarin und Knoblauch«, sagte Anabel.

»Sehr lecker.«

Dirk nickte zustimmend, wenig begeistert, dass man ihn unterbrochen hatte.

»Danke«, sagte Anabel und schenkte Clarissa Wein nach.

»Hundert Prozent Gewinn«, sagte Dirk, »da kann man jedenfalls nicht meckern ...«

»Und dann nur in der Pfanne oder danach noch im Ofen?«, fragte Clarissa.

»Ofen«, erwiderte Anabel und verkniff sich ein Prusten.

Martin war so nett, auf Dirk einzugehen. »Nein, da kannst du dich wahrhaftig nicht beklagen«, sagte er. »An-



Katia Böttcher, Sven Böttcher

Ein Kuckuckskind der Liebe

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-16785-1

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2015

Betrug aus Liebe – Anabel wünscht sich sehnlichst ein Kind. Dirk hat nichts dagegen, ist aber auch nicht besonders dafür. Und er ist unfruchtbar. Das weiß allerdings nur Anabel, denn Dirk geht fest davon aus, dass es an ihr liegt. Er kann sich nicht einmal vorstellen, dass er, das Alphatier, unfruchtbar sein könnte. Anabel befindet sich also in einer echten Zwickmühle, aus der es nur einen Ausweg gibt ...